Weihnachtsgedanken.

Von Pfarrer E. Kersell, M. d. R.

Man hat den Deutschen Armaleutsverbitterung vorgeworfen, weil sie nicht willig sind, in den Völkerbund einzutreten. Ja, wir sind durch den Gang der Geschichte tatsächlich verbittert, mit Recht enttäuscht und in unserem Heiligsten gekränkt.

Was indessen gegenüber der scheinheiligen Politik sich verstehen läßt, soll den Segen des heiligen Festes nicht verderben. Wir wollen Weihnachten feiern. Ueber allen deutschen Wegen der Gegenwart muß das Wort stehen: „Wir wollen". Mag in anderen Zeiten das Weihnachtsfest von einem „Dürfen", von Ruhe, von Gnade getragen gewesen sein: jetzt finden wir den Weg zu ihm in unserem Willen. Wir wollen feiern. Wer könnte einen guten Willen, der sich beglücken will, verstehen? Wer will den Glauben schelten, der Berge versetzt?

Es ist eine ständige und die höchste Gefahr, undankbar zu sein. Armen Zeiten liegt sie besonders nahe. Darum üben wir nicht die alte Lebensweisheit, und mit noch ärmeren Menschen der Gegenwart und mit noch bedrängteren Geschlechtern der Vergangenheit zu vergleichen?

Haben wir wirklich nichts mehr, wofür wir dankbar sein müßten? Wir alle haben zunächst Erinnerungen! Bei dem einen sind sie idyllisch und von den Weihnachtslichtern der Jugend überglänzt, bei den anderen sind sie hart und mit Kämpfen angefüllt: aber Erinnerungen, Rückschau auf glückliche Erlebnisse und Wiederlebendigwerden von Eigenem, bei jedem auf seine Art, sollen jetzt vor Weihnachten in uns sein. Freilich nicht zum Weinen und Seufzen, daß es so ganz anders geworden ist, sondern zum dankbar und heiter sein. Ich besaß es doch einmal, das noch in der Erinnerung so glücklich macht! Ich möchte für diesen Teil der Feier neben einem ernsten Dankpsalm das hausbackene Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben" vorschlagen.

Es ist ja aber auch garnicht wahr, daß wir uns an Gegenwärtigem nicht mehr freuen können, und daß wir zu arm wären, uns zu schenken. Wenn man sich freilich die Weihnachtsfreude von dem Aerger, daß der Baum 1000 Mark kostet, vergällen läßt, wenn die gewohnte fette Weihnachtsgans fehlt, kurz: wenn unsere ganze Feier in festlichem Essen und Trinken und unser Schenken in leichtem Geldausgeben besteht, dann — ja dann gibt es kein Fest. Ein Zweig mit einem Licht, ein Stück Rindfleisch mit Meerrettich (meinetwegen), ein Nachmittag und Abend bei Frau und Kind und bei den Erinnerungen, ein Lied und ein Anfichdrücken derer, die man im Kriege so lange entbehrte und jetzt doch wieder und doch noch hat — das sollte nicht eine wundervolle Feier sein?

Will man feiern, dann muß man freilich im Innern lebendig sein. Die am diesjährigen Feste reich schenken und glänzend feiern können, sind noch lange nicht die Glücklichsten. Denn wenn man erst bei der Inventur sieht, daß man arm ist, und daß die Welt arm ist, daß man aber in sich noch ein paar Kräfte zum Leben und zur Freude trägt, und daß auch in den Menschen dieser Welt noch Liebenswertes und Ewiges zu entdecken ist, dann ist man reich und kann besseres als Goldschmuck und Brillanten schenken: gute Worte, Hoffnung, Güte, Kraft.

Und das ist trotz und in allen religiösen Einkleidungen der Sinn des Festes: der Geist Jesu von Nazareth ist das Heiligste und Reichste, was die Menschheit erlebt hat. Davon einen Funken zu haben und mit Anstrengung seines ganzen Willens sich zu erhalten, bedeutet Weihnachten feiern, ein Mensch sein, Religion haben.

Möchten wir für unser Inneres und für unsere arme Mitwelt das alte Weihnachtslied verstehen:

„Das Ewige Licht geht da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein,
Es leuchtet wohl mitten in der Nacht
Und uns zu Lichtes Kindern macht."

Fritzchen.

Die Petroleumlampe hatte sie auf die Kommode gestellt und begann vorsichtig und mit einem Gesicht, auf dem eine unendlich zärtliche und doch auch wieder ängstliche Freudigkeit leuchtete, den Bindfaden zu entknoten, den sie sauber zusammenwickelte. Dann breitete sie das Packpapier auseinander. Es raschelte heftig, und sie lauschte, erschrocken innehaltend, nach der angelehnten Kammertür hinüber. — Aber alles blieb still. Fritzchen schlief.

Sie hatte sehr viel aufgewendet. Sehr viel für eine Witwe.

Ja, sie hatte auch gespart, schon seit Monaten. Aber sie tat es gern. Es war ja für ihren Jungen, für ihren einzigen Jungen.

Mit glänzenden Augen und ganz behutsam nahm sie die Sachen auf, als wären sie aus zerbrechlichstem Glas und legte sie in einen leeren Kasten der Kommode. Erst ein Spielpferdchen mit sauberem Zaumzeug, dann eine Schachtel mit Bleisoldaten, eine Kanone, aus der Fritz richtig schießen sollte mit Erbsen.

Sie legte alles sorgfältig in den Kasten.

Dann hatte sie noch einen Soldaten gekauft, eine Stoffpuppe mit schwarzen Perlen als Augen in einem unsagbar dummen Gesicht. Was tat aber das dumme Gesicht, das unter der „Spundmütze" noch dümmer wurde, zur Sache? Die Mutterliebe, ebenso tief als blind, verklärte die Puppe. Der Stoff, die zwei schwarzen Glasperlen, die Sägspäne im Innern — alles war jetzt geweiht.

Nun lagen die Sachen friedlich nebeneinander: die Bleisoldaten, die Kanone und ein Streichholzschächtelchen voll Erbsen, das die Mutter noch herbeigeholt hatte, das Pferdchen und die Stoffpuppe.

Was die junge Frau in ihrem Herzen fühlte, als sie noch einmal mit einem Blick alle die Spielsachen überflog, kann vielleicht nur eine Mutter nachfühlen, diese Freude, die ihr das Herz weit machte, und die zärtliche Sorge um den Kleinen, der, in seinen Kissen vergraben, ruhig schlief.

* * *

Am anderen Abend saß die Mutter am Totenlager ihres Jungen.

Gegen Mittag hatten ihn zwei Männer gebracht — tot — überfahren.

Mit starren Augen blickte sie auf das Muster der Decke, die den Körper des kleinen Toten barg.

Ihm ins entstellte Antlitz zu schauen, wagte sie nicht mehr.

Sie weinte nicht. Sie konnte nicht mehr weinen. — — Vielleicht — glaubte sie gar nicht, daß das, was da vor ihr lag, Fritz sei.

Das sollte Fritz sein? — Niemals!

Fritz war ein munteres Kind gewesen — das Unheimliche hier war starr.

Fritz rief das süße Wort „Mutter". — Das Wesen schwieg. Das war nicht Fritz.

Der Junge mußte gleich kommen! Es war ja schon spät! Sie stand auf und tat ein paar Schritte. Was wollte sie? — Sie wußte nicht . . .

Warum kam Fritz nicht? Sie — mußte ihm ja bescheren. Ja! — Das hatte sie vergessen, beinahe ganz vergessen. Es ist ja Weihnachten!

Ganz ruhig lief sie hin und her. Sie war so komisch; sie ging zum Fenster — aber kehrte gleich wieder um. Das Spielzeug! Auf dem Fensterbrett hatte sie ein paar Soldaten gesehen, mit dem Fritz zu spielen pflegte.

Mit vor Erregung zitternden Händen eilte sie zur Kommode und holte das Pferdchen, die Kanone, die Bleisoldaten und die Stoffpuppe. Dann legte sie alles recht schön auf den Tisch und brannte links und rechts je eine Kerze an.

Aber wo ist Fritz? Wo ist Fritz?

Was war mit ihm? Sie überlegte, alles umsonst. — War er nicht noch eben hier? Hat er sich versteckt?

„Fritzchen! — Fritzchen!" . . .

Ach Gott! Er ist ja drüben, drüben überm Flur beim alten Schwarz, wo er sich nicht genug sehen kann an den vielen Vögeln, die er in seinen Vogelkäfigen hat.

Rasch eilt sie über den Flur, klopft und tritt ein.

„Fritzchen! Komm! Der Weihnachtsmann war da!"

„Aber Frau —!" Der Alte steht erschrocken auf.

„Fritzchen! — Wo steckt der Bösewicht? Bub, komm! Deine Mutter sucht dich! Fritzchen, laß mich nicht länger suchen! Fritzchen!" . . .

J. Scheibe.

Theater-Meldungen.

In Chemnitz. Am Montag im Alten Stadttheater 3 Uhr „Mudder Mewe" (Volksbühne), 7 Uhr „Der Schildpattkamm"; im Zentraltheater 3¼ Uhr „Reiche Mädchen"; 7 Uhr „20 Jahre Zentral", im Kleinen Theater 3¼ Uhr „Luberchen", 7 Uhr „Mein alter Herr, 10 Uhr „Die Dollarnote". Am Dienstag im Neuen Stadttheater 3½ Uhr „Schneewittchen", 7 Uhr „Die Bohème"; im Alten Stadttheater 3 Uhr „Er ist an allem schuld" — „Der Bär" — „Ein Heiratsantrag", 7 Uhr „Der Schildpattkamm"; im Zentraltheater 3¼ Uhr „Die Försterchristel", 7 Uhr „20 Jahre Zentral"; im Kleinen Theater 3½ Uhr „Mein alter Herr", 7 Uhr „Die Dollarnote, 10 Uhr „Das kleine Schokoladenmädchen."

In Zwickau. Am Montag und Dienstag 8 Uhr „Der Wurzelkönig", 7½ Uhr „Der Tanz ins Glück."

Roman-Verlag
des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Neueste Erscheinungen:

Der Fels überm Abgrund Ein Münchner Künstlerroman von Hans Friedrich. Schön gebunden

Erdrecht Roman eines Weltwinkels von Fritz Philippi. . . . . Schön gebunden

Vom Weibe bist du Ein Roman aus dem Zuchthaus von Fritz Philippi. 5. Auflage . . . . . Schön gebunden

Vollständige Verzeichnisse mit Preisangaben kostenfrei.

Lieferung auf Wunsch gegen Monatszahlungen durch F. Schönemann m. b. H., Leipzig, Täubchenweg 17

Wäsche ist zur Zeit sehr teuer.

Deshalb sollte jede praktische und sparsame Hausfrau darauf bedacht sein, solche zu schonen. Die auf dem Gebiete Wäschereimaschinen bestens bekannte, 1905 gegründete Firma

Bernhard Hähner, Chemnitz-Süd

bringt eine ganz bedeutend verbesserte Dampfwaschmaschine auf den Markt, worüber Liste gegen Rückporto zu haben ist. Diese Firma empfiehlt gleichzeitig ihr bedeutendes Lager in Badewannen, Grudeöfen, Wäschemangeln und Wäschepressen. Ca. 200 qm Ausstellungsräume erleichtern die Auswahl bedeutend. Ein Besuch lohnt auf jeden Fall.

Handelsmarke: Kämpfende Hähne für Sauberkeit.

Tüchtiger Vertreter für Privatverkauf gesucht.

Wenn die Aehren reifen.

Erzählung von Leontine von Winterfeld-Platen.

(31. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da sah auch sie mit bloßem Auge einen schwarzen Punkt, der näher und näher kam. Und dicht hinter ihm kam noch einer und noch einer. Das waren die heimkehrenden Wagen. Gott sei Dank! Die biederen Kutscher kannten ja so genau die Gezeiten auf Stunden und Minuten. da war es doch fast lächerlich, zu bangen? Fuhren nicht täglich viele Fremde durch das Wattenmeer nach Neuwerk? Jetzt war der vorderste Wagen so nahe, daß man die Pferde und Insassen unterscheiden konnte. Man hörte in der stillen grauen Luft das Traben auf dem Schlick und das Sprechen der Menschen.

Frau von Haidom setzte das Glas ab.

„Unsere sind es noch nicht. Auch im zweiten Wagen nicht. Den dritten kann ich noch zu wenig erkennen."

Uline Flutus rieb sich die Augen.

„Der dumme Nebel wird immer dichter, ich kann in der Ferne nichts mehr ordentlich sehen. Waren es heute morgen nicht vier Wagen, Frau von Bolten?"

Der alte Fischer nahm ihr die Antwort fort.

„Vier Wagens sind nach der Insel führt. Welche von die Fremdens bleiben aberst mannigmal über Nacht drüben."

Ursula nickte. Sie wußte, daß manche eine Flut überschlugen und erst mit der nächsten Ebbe zurückkehrten. Aber Theo und die vier Haidoms nicht. Sie hatten es so verabredet.

Jetzt stapften die starken Pferde durch die Pfützen heran. bis oben waren die hohen Räder mit Schlick bespritzt. Die in den Wagen saßen, winkten mit Tüchern und riefen fröhliche Worte herüber.

Frau von Haidom winkte nicht wieder, denn ihre Augen suchten ihre Kinder.

Uline Flutus war schon herunter vom Steg und stand winkend an der gepflasterten Anfahrt, wo der breite Fahrweg aus dem Wattenmeer mündet.

Jetzt war auch der zweite und dritte Wagen herangekommen. Ursula sah ihre Schwester an. Die war blaß bis in die Lippen. Aber sie sagte heiser:

„Der vierte Wagen wird wohl gleich kommen. Der Nebel ist so dick, daß man nicht mehr gut weit sehen kann."

Ursula nickte.

„Oder sie sind doch lieber bei dem Nebel auf der Insel geblieben und kommen erst mit der nächsten Ebbe."

Frau von Haidom lief den Steg zurück.

„Wir wollen die Kutscher fragen, die müssen es ja wissen."

Der dritte Wagen war herangekommen und hielt auf Frau von Haidoms heftiges Winken. Ein hastiges Fragen und Antworten herüber und hinüber. Die Insassen sagten, der vierte Wagen sei bald nach ihnen von Neuwerk abgefahren. Er müsse gleich kommen, habe sich bei dem Nebel wohl etwas verspätet. Jedenfalls sei er bestimmt nicht auf der Insel geblieben.

Da strengten sie ihre Augen bis zum Aeußersten an, den Nebel zu durchdringen und lauschten mit gespannten Nerven auf das Traben der Pferde.

So ging wohl eine halbe Stunde hin. Aber von den letzten Gästen war noch immer keine Spur. Badegäste und Fischer sammelten sich um die drei Frauen am Ufer. Vermutungen und Gegenreden flogen hin und her. Man meinte, der Wagen sei sicher in der Nähe von Neuwerk umgekehrt, als der Nebel zu dicht wurde.

„De Kutscher is 'n ganzen Klauken. Da können Se sick up verlaten, gnä Frau."

„De het einfach wieder kehrt mokt und kümmt morgen fröhlichst ankutschiert."

So suchte man die gequälte Mutter zu beruhigen. Aber sie konnte keine Ruhe finden. Ebenso Ursula und Uline. Hatte man ihnen nicht einmal in Tuhnen erzählt daß im Herbst und Winter Wagen ausgefahren waren, deren Insassen niemals wiederkehrten? Hatte nicht schon öfter der grausige unheimliche Nebel alle Spuren der Wegweiser verwischt? Daß der Führer ratlos in der Irre herumfuhr im Nebel, Geleise- und Wagenspuren fehlend, bis die Flut kam und alles verschlang? Vor Frau von Haidoms Ohren brauste es. War das die Flut, die herankam? Die immer noch zarte Frau war dem nicht gewachsen. Sie brach ohnmächtig zusammen. Da mußten sie sie ins Haus tragen.

Nur Ursula blieb allein zurück am Strande und hielt Wache, obgleich ihr jedermann sagte, daß das widersinnig sei. da der Wagen bestimmt umgekehrt wäre und nach Neuwerk zurückgefahren sei. Denn sonst müßte er schon lange hier sein. So redeten die Umstehenden auf sie ein und gingen dann kopfschüttelnd fort, einer nach dem andern.

Aber Ursula konnte nicht fort. Wie gebannt mußte sie in den Nebel starren.

Die Hände hatte sie ineinandergekrampft. Ganz weit draußen in der Ferne hörte sie langsam steigendes Flutrauschen.

* *

Die vier Haidoms und Theo Kirsten hatten die Insel gründlich besichtigt. Das heißt, so gründlich, als es bei dem kurzen Aufenthalt dort möglich war. Den mächtigen Leuchtturm hatten sie erstiegen, von dessen obersten Plattform aus sie einen unbeschreiblich schönen Rundblick auf das weite Meer ringsum genossen. Wie Kinderspielzeuge sahen von hier oben die strohgedeckten Fischerhäuschen in den grünen Wiesen aus. Ganz in der Ferne, an der Spitze der Insel, sahen sie die Scharhörner Baake ragen, die weit draußen in den Sandbänken die vorüberfahrenden Schiffe warnte. Nicht weit vom Leuchtturm, inmitten einer buschumwachsenen Koppel, lag der Friedhof der Heimatlosen, Gestrandeten, die keiner kennt, auf deren verwehten Sandhügeln kein Name steht.

Als einziger Schmuck ragt auf steinigem Sockel inmitten der Hügel ein Kreuz, schlicht und einfach, und darunter steht das schöne Lied Gustav Falkes:

Heimatlos, wie weh das klingt,
Namenlos ins Grab gesenkt,
Das kein Mutterarm umschlingt,
Dem kein Beuder Blumen schenkt.

Ach, im Wind, der diesen Stein,
Diesen Hügelsand umweht,
Wird manch banges Klagen sein,
Das auch weinend suchen geht.

Aber reicht sich himmlisch schön
Nächtens oben Licht an Licht,
Taut's wie Trost aus jenen Höh'n:
Heimatlose seid ihr nicht!

(Fortsetzung folgt.)